

SCHMIDTS FILMECKE

Schiesst die Helden auf den Mond!

► JOACHIM B. SCHMIDT über «Welcome to Iceland», «Joy» und «Captain America: Civil War».

W elcome to Iceland» ist ein Schweizer Film von Felix Tissi und spielt mitten in der isländischen Mondlandschaft. Die Ausgangslage ist vielversprechend: Ein autobrüchiges Rockerpärchen, ein gescheitelter Selbstmordversucher und eine singende Vorzeigefamilie laufen sich in der Wüste über den Weg. Sie sind freiwillig gekommen, wollen jetzt aber nur noch raus. Die Szenarien in «Welcome to Iceland» sind prächtig. Islands Kulisse scheitert nie. Die Filmmusik ist treffend, und auch die Schauspieler machen ihren Job gut. Beim Drehbuch hapert's. Die theatralischen Dialoge der ziemlich unausstehlichen Personen sind gezwungen und undifferenziert. Alle sind nervig, hungrig und müde. Ich wünschte, Tissi hätte sie eher auf den Mond, als nach Island geschickt. Eine Prise Aberwitz hätte dem Film nämlich gutgetan.

SCHMIDT MEINT: 5.5/10

*

Mit Entsetzen musste ich kürzlich feststellen, dass «Joy» (2015) von Filmemacher David O. Russell («Silver Linings Playbook») ein Meisterwerk ist. Ich hatte mich von einer schlechten Kritik abschrecken lassen und dadurch den Film im Kino verpasst. «Joy» – jetzt auf DVD erhältlich – erzählt den Werdegang der alleinerziehenden Mutter Joy Mangano, die 1990 den «Miracle Mop» erfand und eine der erfolgreichsten US-Unternehmerinnen wurde. Aber «Joy» sprengt die Grenzen einer Biographie, fabuliert frischfröhlich dazu und will in erster Linie ein guter Film sein. Stellenweise erinnert der Streifen an «The Wrestler» von 2008. Anstelle von Mickey Rourke kämpft sich hier Jenni-



fer Lawrence bis zur Erschöpfung durchs Leben und bringt es doch auf keinen grünen Zweig. Manchmal erinnert «Joy» an eine Seifenoper. So lässt Russell die zerstrittene Familie auf kleinstem Raum aufeinanderprallen, bis es scherbelt, bis Joy Mangano vor Erschöpfung gestreckt auf Sofa kracht und sich im Traum jäh in einer Seifenoper wiederfindet ... Kurzum: «Joy» ist eine Freude.

SCHMIDT MEINT: 8/10

*

Etwas Marvel-müde versuchte ich auf «Captain America: Civil War» (im Originaltitel) zu verzichten. Doch die lobpreisenden Kritiken machten mich neugierig. Dabei sollte man nicht auf Filmkritiker hören. «Civil War» ist weder ein «Captain America»-Film (weshalb er in Europa auf «The First Avenger» umgetitelt wurde), noch geht es um Bürgerkrieg. Es ist vielmehr ein Zwist unter den Avengers, der selbst in dieser Superheldenwelt völlig den Haaren herbeigezogen ist. Weil ein Terrorist eine Bombe in Lagos zündet, sollen Captain America & Co. für die Zerstörung New Yorks durch Ausserirdische verantwortlich sein. Macht Sinn, oder? Ausgerechnet General Thaddeus Ross, der im misslungenen «The Incredible Hulk» (2008) Panzer auf ein Universitätsgelände rollen liess, schwingt die moralische Keule. Absurd. Die Kampfsequenzen sind fast so verwackelt, wie Marc Forsters «Quantum of Solace». Überlänge und zähe Dialoge machen den Film anstrengend. «Civil War» fehlen die Posen der «Avengers»-Filme, der Charme von «Antman», und selbst Ironman Tony Stark ist plötzlich zahm wie ein Lamm. Immerhin: Der talentierte Deutsche Daniel Brühl darf den Bösewicht spielen! Und er schickt die Avengers in die Wüste. Wohin? Nach Island natürlich!

SCHMIDT MEINT: 5/10



JOACHIM B. SCHMIDT, Filmfreak und Schriftsteller, lernte dank dem Kino Rätia in Thuis Filme lieben. Er lebt in Reykjavik, Island. www.joachimschmidt.ch

Der famose Herr Diego Armando Castelli

Ein Blick durchs Kaleidoskop: **Marco Luca Castelli** nähert sich in seinen «Maradona-Variationen» im Churer «Piranha» der Figur des grossen argentinischen Fussballgenies. **Am Donnerstag war Anpfiff.**

► JULIAN REICH

I

In 90 Minuten kann viel passieren: Helden werden geboren, Favoriten fallen, Abstiege werden besiegelt, Verlierer gestempelt, und manchmal, ja, manchmal geschehen Wunder. Das weiss, wer Diego Armando Maradona hat Fussball spielen sehen. Der Argentinier war in den besten Jahren seiner Karriere der beste Spieler des Planeten. Er schoss Tore und schlug Pässe, wie es kein anderer vermochte. Früh schon stieg er kraft seiner Spielweise zur Quasigotheit auf, verehrt und verhasst zugleich. Die Liebe nährte er durch sein unvergleichliches Talent, den Hass durch seine beispiellose Selbstbezogenheit. Maradona war der erste grosse Star des kommerziellen Fussballs – und vielleicht das letzte Genie in einem Spiel, das auf totale Berechenbarkeit aus ist.

In 90 Minuten kann viel passieren. Ein Theaterstück zum Beispiel. Der Churer Schauspieler Marco Luca Castelli hat sich die schillernde Figur Maradonas zum Gegenstand von zehn Monologen gemacht, den «Maradona-Variationen». Zehn, weil das die Trikotnummer des kleinen Argentiniers war. So viel zur Zahlenmystik.

Monologe – das kann er

Bühnenmensch Castelli hat gemeinsam mit dem Fernsehjournalisten Marc Gieriet Texte zusammengetragen, eigene und fremde, zum Beispiel von Gian-Marco Schmid, Anja Konzett oder Magdalena Nadolska. Aber auch von Jorge Valdano, dem Fussballphilosophen, Maradona selbst und von Rodrigo Garcia, jenem Autor aus Argentinien, von dem Castelli bereits einmal ein Stück auf die Bühnen gebracht hat. «Soll mir lieber Goya den Schlaf rauben als irgendein Arschloch» hiess der furiose, vielschichtige Text, mit dem Castelli nicht zum



Spiitzenspieler im Einsatz: Marco Luca Castelli monologisiert in der «Piranha»-Bar. (PAPARAZZOFOTO YANIK BÜRKL)

ersten Mal bewies, dass er das kann: Monologe.

Perspektive wechseln. Diego? Pablo!

Nun also wieder: 90 Minuten Castelli solo. Schon der erste Satz ist programmatisch: «Ich will Diego Maradona sein.» Castelli hat sein Publikum auf diesen Moment ein wenig warten lassen, bis er das Spielfeld – die «Piranha Tapas Bar» in Chur – betritt. Ein wenig Diva muss sein, wenn es um den grossen Egozentriker geht. Wie aber eignet man sich so eine Figur an? Wie wir man zu Maradona? Vielleicht sollte man zunächst zu Picasso werden und versuchen, sich dem Wesen Maradonas auf kubistische Manier zu bemächtigen. Das heisst: Erst einmal Perspektive wechseln.

Deshalb die verschiedenen Mitautoren. Von Gieriet zum Beispiel stammt ein Text über einen jungen Mann namens Matteo. Die Figur entstammt einem Drehbuch, an dem Gieriet offenbar schon seit

Jahren arbeitet. Matteo auf jeden Fall fährt am 9. Mai 1987 in einen Baum und stirbt. Das Datum ist deshalb von Bedeutung, weil tags darauf der SSC Napoli, Maradonas Club, erstmals überhaupt Meister der italienischen Liga wird. Noch nie zuvor hat ein Club südlich von Rom den Scudetto gewonnen, es ist ein Sieg des armen Südens gegen den reichen Norden, und angeführt hat die Mannschaft Diego Maradona. Triumph und Tod, sie liegen nebeneinander, sie sind untrennbar.

Irrläufer oder allzumenschlich?

Fast jeder der Autoren widmet sich Maradonas Leben nach der Karriere, den grossen Abstürzen, den Drogenepisoden, den Irrläufen. Mal explizit, wenn Nadolska den jungen Maradona den alten treffen lässt (Letzterer liegt entkräftet auf dem Rasen, Anlass ist ein Allstar-Spiel im Jahr 2020). Mal weniger explizit. Wie Anja Konzett, die Journalistin

und Autorin, die ein schönes Spiel mit Sprache und Identität entwirft, das man gern ein zweites Mal hören würde. Gian-Marco Schmid, der Rapper Gimma, reist in seinem Text ein Fenster in die Gegenwart auf, in der die Fussballszene das Spiegelbild einer Gesellschaft ist, in der jeder sich selbst der Nächste ist.

In 90 Minuten kann viel passieren. Was aber passiert in den «Maradona Variationen»? Angelehnt an Bachs «Goldberg Variationen» nähert sich das Stück dem eigentlichen Kern des Phänomens an – ohne es je völlig zu erfassen. Die Figur Maradonas bleibt unergründlich, bleibt das Produkt unserer Fantasie – und ist gerade darin echt und wahr oder, wie es Castelli, der eine famose Leistung abliefern, an einer Stelle sagt: «der Menschlichste von allen».

Weitere Vorstellungen: So. 29. Mai, 18 Uhr, Sa. 4. Juni, 20 Uhr, Fr. 10. Juni, 18 Uhr. «Piranha Tapas Bar», Chur.

Es waren zwei Königskinder...

An der Evangelischen Mittelschule Schiers hat «**Leonce und Lena**» Premiere gefeiert – in einer sehenswerten Inszenierung.

Mutig von Regisseurin Ursina Hartmann und ihrem EMS-Theaterensemble, «Leonce und Lena» aufzuführen. Insbesondere wenn man bedenkt, dass zwischen Büchners Bühnensprache und den jugendlichen Darstellern gefühlt Tausende Lichtjahre liegen. Um ganz ehrlich zu sein: Auch das gemischte Publikum hatte am Donnerstag an der Premiere zunächst seine liebe Mühe mit dem Theaterdeutsch.

Aber zwei Komponenten liessen den Abend in der alten Turnhalle in Schiers zum vergnüglichen Erlebnis werden: Zum einen hat die überkandidelte Handlung des Lustspiels auch nach 170 Jahren keinerlei Staub angesetzt; zum anderen entwickelte das Theaterensemble der EMS im Verlauf des Stücks eine unbändige Spielfreude, die alle und jeden im Saal schliesslich mitriss. Lustigerweise waren es zwei Nebenrollen, an denen sich die allgemeine Heiterkeit entzündet hatte: König Peter (grandios einfältig gespielt

vom erst 14-jährigen Arno Amezdroz) und dessen Staatsratspräsident (gespielt von Isabel Pigeon mit einem untrüglichen Gefühl für echte Komik). Die Hauptrollen hingegen verlangten ein gerüttelt Mass an Gedächtnisleistung, damit das Feuerwerk an Wortspielen und

Sprachwitzen auch wirklich zünden konnte. Adrian Rupf und Sebastian Velasquez als Freundespaar Prinz Leonce und Valerio erbrachten diese Gedächtnisleistung – und den Mut zum freien Spiel obendrein. Tilla Schmidt und Gianna Bärtsch als Prinzessin Lena und Gouvernante

standen den jungen Männern dabei in nichts nach. Bemerkenswert, wie alle Beteiligten innerhalb der Ensembleszenen in ein Tempo zusammenfanden – in den «Flow», wie die jungen Leute sagen würden.

Komisch, kritisch, bissig

Regisseurin Hartmann hat den jugendlichen Darstellern nichts geschenkt. Als Puristin und erfahrene Schauspielerin pochte sie auf Texttreue im Spiel und eine sorgfältige Auseinandersetzung mit den Figuren im Vorfeld. Der Abend gab ihr recht. Der ewig junge Bühnen spricht immer noch zu uns – treffend und komisch im Wort, bissig in seiner Gesellschaftskritik. Wohl nicht wenige im Publikum dachten während der Automatenzene an das heutige Pendant: an Facebook und Co. samt ihren traurigen Schein-Existenzen. CARSTEN MICHELS



«**Sintemal und alldieweil**»: Das Theaterensemble der EMS – hier die Szene der Hochzeitsfarce – zeigt sich äusserst spielfreudig. (FOTO NINA BROSI/EMS)

Letzte Aufführung: Heute Samstag, 28. Mai, 20 Uhr, alte Turnhalle, Schiers.